

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr 68.

Sonntag, 21. März.

1915.

Die drei Schwestern.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Nachdruck verboten.

Sie wohnten allein in einem kleinen Häuschen, das hinter den Büschen eines Vorgartens in einer der Vorstadtstraßen lag. Alles im Hause und in dem kleinen Garten war von peinlicher Sauberkeit und Akkuratess, aber alles atmete zugleich den Duft der Altjungferlichkeit und einer lebensfremden Stille. Die Türge, die selten genug in Tätigkeit gesetzt wurde, rasselte mit jener vorweltlichen Unbekümmertheit, die man nur noch in alten Häusern findet, und wenn man die Stufen der hölzernen Treppe betrat, die zu den Zimmern nach oben führte, knarrten und knackten sie so laut durch das stille Haus, daß man unwillkürlich erschraf. In den Zimmern standen alte Mahagonimöbel mit merkwürdigen, verschnörkelten Formen und verblühten Damastbezügen. Auf den Schränken standen vergoldete Stuhlhühner unter hohen Glasglocken, und vor den Fenstern wuchsen Geranien- und Fuchsienstöcke in altmodischen weißglasierten Porzellantöpfen, die genau ausgerichtet vor den Fenstern standen, vor jedem fünf, der mittlere immer etwas größer als die anderen.

So wie das Haus waren auch die drei Schwestern, die es bewohnten.

Jane, die älteste, war ganz das Ebenbild des verstorbenen Vaters, dessen Bild in der besten Stube über dem Sofa hing. Sie war hoch in den Dreißigern, groß, von etwas knochigen Wuchs, und ging in schwarzen, enganliegenden Kleidern, die einer längst verfloffenen Mode angehörten. Das brünette Haar trug sie über der Stirn geschieft, und ihr Gesicht mit den über der Nase zusammenstoßenden Augenbrauen, den ein wenig herabgezogenen Mundwinkeln und den Falten auf der Stirn bekam dadurch einen ernsten, beinahe strengen Ausdruck. Mary, die zweite, die um vier Jahre jünger war, ähnelte der älteren Schwester. Aber sie war weniger groß, ihr Wuchs war voller und das Haar ging mehr ins Dunkelblonde. Und dann war die Jüngste da. Anne war der verzogene Liebling der beiden anderen, für die sie trotz ihrer neunundzwanzig Jahre noch immer „die Kleine“ geliebt war, wie man sie früher im Hause genannt hatte, als die Eltern noch lebten. Sie hatte das runde Gesicht der Mutter geerbt, und das sanfte Braun ihres leise gewellten Haars stand gut zu der frischen Farbe ihres Gesichts. Sie war die Beweglichste und Hübscheste und hatte eine angenehme Stimme. Zuweilen an den Abenden, wenn die stille Melancholie des Hauses drückend in allen Zimmern lag, stimmte sie ein Lied an, das sie leise, mit halb verhaltener Stimme sang, als fürchte sie sich, den Frieden des Hauses zu stören, der seit Jahren wie ein Heiligtum gehütet wurde. Aber es kam nicht häufig vor, daß es den Schwestern recht war, wenn sie sang, und ein Blick, eine ungeduldige Bewegung der anderen verschloß ihr wieder den Mund.

Ruhig und ohne Aufregung vergingen den drei Mädchen die Tage. Verkehr hatten sie fast gar nicht. Nur einige alte Damen, die Papa und Mama noch gekannt hatten, kamen zuweilen zu Besuch. Aber diese Besuche

wurden mit den Jahren immer seltener, und der Alltag spann das alte Haus und die drei Schwestern mit grauen Fäden dichter und dichter ein.

Dafür aber hatten sich die drei mit innigster Liebe aneinander geschlossen. Sie wären unglücklich gewesen, wenn sie sich je entzweit hätten. Außer ihrer schwesterlichen Liebe waren es vor allem ihre Erinnerungen, durch die sie sich unauslöschlich verbunden fühlten.

Früher, als Papa noch lebte . . . Papa pflegte ja immer zu sagen . . . wenn ich noch daran denke, als Papa eines Tages . . . Papa, Papa! Das war das große Thema, das niemals zu Ende gebracht wurde in den langen Jahren. Denn Papa war der Abgott aller gewesen, und seitdem er gestorben war, hatte kein Ereignis das Herz seiner Kinder je wieder mit solcher Gewalt bewegt. Es war, als ginge er noch unsichtbar im Hause umher, mischte sich in die Unterhaltung, bestimmte das Tun und Handeln und nahm an den stillen, kleinen Überlegungen teil, die das Leben erforderte. Es war beinahe, als wäre er nur auf einige Zeit vertrieben und müsse jeden Augenblick wieder hereintreten und sagen: „Sieh, da seid ihr ja, Jane und Mary und die Kleine auch! Nein, wie ihr euch gut gehalten habt die Zeit, so lange ich weg war. Ach, ihr könnt euch nicht denken, wie glücklich ich bin, wieder zu Hause zu sein!“

Er war Beamter der Steuerbehörde gewesen und hatte ein genau so abgegriffenes, ruhiges Leben geführt, wie es jetzt seine Töchter taten. In seinem Zimmer, oben in der Manfarde, wo er seine Sammlung aufbewahrt hatte — er war ein eifriger Sammler von Spazierstockgriffen gewesen — hielten die Mädchen alles genau so imstand, wie es zu seinen Lebzeiten gewesen war, als handle es sich darum, das Zimmer eines Großen, an dessen Leben die Nationen Anteil genommen, zu erhalten. Da lehnten die zahlreichen Stöcke an den Wänden, die der Verstorbene gesammelt, Stöcke mit wunderlichen Griffen aus Holz, Elfenbein, Knochen, Silber, Nilpferdzahn, Girishorn usw. Das kostbarste Stück der Sammlung aber, das in einem gefüllten Stuhl aufbewahrt wurde, war ein Stuhl aus Ebenholz mit Perlmuttereinlagen und einem vergoldeten Knopf, der kunstvoll ziselirt war und ein Emaillebildchen trug, auf dem ein geflügelter Amor mit Köcher, Bogen und Pfeilen dargestellt war. Auf einem Tischchen stand eine verblühte Photographie des Verstorbenen, die an jedem Gedenktag mit Blumen geschmückt wurde. Der Sessel stand noch so, wie er am Todestage gestanden hatte, und die Stahlfeder, mit der die letzte Eintragung in das Register der Sammlung gemacht worden war, lag noch genau an derselben Stelle.

Nun wäre wirklich nichts Besonderes aus dem Leben der drei Schwestern zu berichten gewesen, wenn nicht eines Tages etwas eingetreten wäre, das alle Verhältnisse im Hause mit einem Schlage geändert und Bewegung in das stille Leben der drei Schwestern gebracht hätte.

Es war an einem warmen Juniabend. Die Fenster im Wohnzimmer standen offen, und von den Rosenbeeten im Garten drang der Duft der ersten, erblühten Rosen herein. Es dunkelte bereits und Mary hatte eben den Tisch abgedeckt. Jane hatte sich mit einer Handarbeit ans Fenster gesetzt, ließ aber nach wenigen Stichen die Hand im Schoße ruhen. Es war doch schon zu dunkel.

Anne hatte das Zimmer vorhin unbemerkt verlassen.

Nun hörte man sie plötzlich aus dem Zimmer nebenan leise aufschluchzen. Erschrocken blickten sich Jane und Mary an.

„Anne — um Gotteswillen, Kleine, was ist dir?“

Anne lag, das Gesicht in den Kissen des Sofas vergraben und schluchzte, daß ihr die Schultern zuckten.

Jane fand zuerst die Besinnung wieder. „Wollen wir nach einem Arzt schicken?“ fragte sie.

„Wir könnten es zunächst mit Hoffmannstropfen versuchen“, riet Mary und lief nach dem Fläschchen, das sie in ihrem Nachtschränken verwahrte.

Jane kniete vor dem Sofa nieder, bog das Gesicht der Schwester leise zu sich herum, küßte sie zärtlich auf die Wange und sagte: „Kleine, was machst du denn? Wo fehlt es denn? Hast du Magenschmerzen? Kopfweh? Sprich doch um Gotteswillen, du siehst doch, wie wir uns ängstigen.“

Aber Anne antwortete nicht. Sie weinte, in sich versunken weiter. Schüttelte auf alle Fragen den Kopf und wollte mit nichts heraus.

Auch die Hoffmannstropfen, mit denen Mary nun kam, wies sie zurück.

Endlich, als sie sich satt geweint hatte, begann sie leise und in abgerissenen Sätzen zu sprechen.

„Mir fehlt nichts — wirklich mir ist ganz wohl — darüber dürft ihr euch nicht ängstigen — ich — ich — nein, ich kann es euch nicht sagen —“

Nach diesen Worten begannen wieder ihre Tränen zu quellen, und die Spannung der Schwestern stieg durch das sonderbare Benehmen der Kleinen auf den Giebelpunkt.

Endlich riß Jane die Geduld.

„Ich will, daß du dich jetzt sammelst und uns sagst, was dir fehlt. Ich glaube, wir haben als deine Schwestern ein Recht, es zu wissen!“

„Ja“, sagte Anne, „seid nur nicht böse. Laßt mir noch einen Augenblick Zeit. Es ist schwer, es zu sagen, wirklich, es ist nicht leicht.“

„Ja, laß dir Zeit“, begütigte die sanftere Mary und strich ihr mit der Hand über Haar und Wangen.

„Damit ihr es wißt“, stieß Anne da heraus, „ich — ich habe mich verlobt!“

„Verlobt?! Herr du meines —“

Wenn plötzlich sämtliche Bilder von den Wänden gefallen wären, so hätte die Verblüffung der Schwestern nicht größer sein können.

Jane fand zuerst wieder Worte. „Aber das ist ja gar nicht möglich“, sagte sie und erhob sich. „Mit wem denn nur?“

„Was soll ich euch sagen?“ antwortete Anne, die sich durch ihr Geständnis sichtlich erleichtert fühlte. „Er heißt Fritz. Fritz Kühling, — und ist Ingenieur auf der Werft.“

Die Schwestern schlugen die Hände zusammen und sahen die Kleine an, als sei sie plötzlich irr geworden.

„Und das — das sagst du uns — erst jetzt?“

„Einmal muß es doch das erste Mal sein“, antwortete Anne etwas gereizt. „Ich hätte es euch ja schon eher gesagt — aber jedesmal, wenn ich davon beginnen wollte — war es mir, als hielte mir jemand den Mund zu.“

Sie begann von neuem zu schluchzen, hielt aber nach wenigen Sekunden wieder ein, und nun wurde es plötzlich totenstill in dem kleinen Zimmer.

Es war bereits so dunkel geworden, daß keine das Gesicht der anderen erkennen konnte. Alle saßen mit

ihren Gedanken beschäftigt da und wußten nicht, was sie sagen sollten.

Zuletzt bemerkte Mary mit leiser Stimme: „Was würde Papa dazu sagen?“

Aber niemand antwortete diesmal darauf.

„Wo hast du ihn — ich meine deinen Verlobten — kennen gelernt?“ fragte Jane endlich.

„Ach, das ist ja gleichgültig —“ antwortete Anne. „Ich habe ihn zuerst bei Ahmanns getroffen, als ich dort in Gesellschaft war. Er hat mich abends begleitet und — ja dann ist das so gekommen.“

„Dann hast du dich noch am selben Abend mit ihm verlobt?“

„Nein, wo denkt ihr hin?“ sagte Anne beleidigt.

Dann wurde es wieder still, und man hörte Jane seufzen.

„Warum sagt ihr nichts?“ fragte Anne von einer inneren Angst getrieben. „Ich meinte, ihr könntet doch wohl ein Wort dazu sagen, irgend ein freundliches Wort. Schließlich bin ich doch eure Schwester!“

Da stand Jane auf, umarmte sie, trocknete ihr die Tränen, strich ihr zärtlich über die Waden und sagte leise: „Arme, kleine Anne! Was sollen wir dazu sagen? Ich hätte eher an meinen Tod gedacht als an so etwas.“

„Ja“, sagte Mary, „es ist schwer, sich im Augenblick darein zu finden. Wirklich, du darfst nicht böse darüber sein.“

Damit setzte auch sie sich zu Anne auf das Sofa, schlang ihre Arme um sie, wie Jane es eben getan hatte und sagte: „Wenn Papa noch lebte, würde alles so viel einfacher und leichter sein.“ (Schluß folgt.)



Unsere Zeit will keine schönen Seelen mehr, sondern Härte. Wir müssen abrechnen mit der Vergangenheit und uns auf die Zukunft vorbereiten. Adolf Richter.

Pariser Brief.

Paris, 12. März.

Immer dieselben! Es wird da wohl vielfach erzählt, daß sie, die Pariser, jetzt ungemein ernst und gar fromm geworden sind. Gewiß, wenn man Maurice Barrès glaubt, werden die französischen Damen bald eine Jeanne d'Arc-Fahne stützen, die den Kardinalen für das „Sacre“ irgendwelchen Roy oder Empereur vorangetragen werden kann. Aber trotz der Frömmerei ist der Grundzug des Pariser Völkchens die Frivolität geblieben. Man traut sich wieder damit offener heraus. Die Zyniker unter den Novellisten, die so beliebt waren, werden auch jetzt wieder am liebsten gelesen, weil man von den unwahren Greueltatierungen, die sich auch im Feuilleton breitgemacht hatten, übergenug hat.

„Heures de guerre de la famille Valadier“, die wöchentlichen Fortsetzungen kleinbürgerlicher Erlebnisse aus der infam spizen Feder Abel Hermants, werden im „Journal“ von Hunderttausenden mit Leidenschaft verschlungen. Sie werden ein Zeitdokument bleiben, weil Hermant mit einzigartigem Talent und wahr die Angste und enttäuschten Hoffnungen des mittleren Republikanerturns schildert, das am Kriege nur die Schuld hat, gewissenlosen Ehrgeizigen eine Abenteuerpolitik erlaubt zu haben. Naivität und Verwerflichkeit halten sich im Nuancenspiel dieser „Kriegsstunden der Familie Valadier“ die Wage; Hermant verleugnet nicht den Historiker des heruntergekommenen Faubourg Saint-Germain, den er in „Monsieur de Courpière“ ebenso elegant wie verlumpt schilderte. Diesmal ist er wiederum der Vertraute und Beichtiger des Romanhelden, vielmehr der Romanheldin, der Emma Valadier, die ihren „Pisoupiou“ verlor und sich jetzt ohne vorausgegangene Nottrauung als verwitwete Mutter fühlt. Wie sich der demnächstige Großpapa, der sittenstrenge Lehrer Valadier, mit dem Familienereignis abfindet, ist patriotisch rührend, wirkt aber auch ein besonderes Licht auf die mit lauten Klagen gegen die „Barbaren“ vielfach angekündigten deutsch-französischen Soldatentinder.

Wo der Humor durchgreifen darf, äußert er sich ähnlich. So schildert selbst das wegen seiner aufgebrauchten Siegesmeldungen berüchtigte und für die „poilus“ („Märtigen“)

In den Schützengräben bestimmte „Bulletin des Armées“ das Leben in den Lagern der deutschen Zivilgefangenen in besonderer, pikantes Weise. Man liest da: „Die beiden Berühmtheiten des Lagers von S. sind Salomon H. und Jakob K. Ersterer ließ sich als Geflügelhändler einschreiben trägt einen silbernen Patriarchenbart, hat im knöchigen Gesicht mit Augen ungewöhnlichen Glanzes eine scharf gebogene Adler Nase und Hände wie Geiergriffe. „Sind Sie wirklich Geflügelhändler?“ frug ihn ein Besucher. — „Ich bin Osephpriester des Tempels“, antwortete der Alte ernst. Er gehört zu einer jüdischen Sekte Deutsch-Polens. Seit seiner Freiheitsberaubung lebt er nur von Gemüsen, die er selbst kocht, weil er kein Fleisch unsoforter geschlachteter Tiere genießen will. Jakob K. dagegen gehört zur Heilsarmee, ist Deutscher und hat es sich zur Aufgabe gestellt, den Juden zu belehren. Er ist sehr schmutzig und zeigt größten Widerwillen vor jeder Wasserbehandlung. Darüber hält er den sieben oder acht Münchener Halb- und Viertelwecklerinnen der Kolonie große Reden. „Die Toilette hat die Frau verloren. Der Körper darf nicht gepflegt werden.“ Worauf er von Fräulein Josephine R., die noch im Juni in der Olympia den Tango tanzte, die Antwort bekommt: „Man sieht, daß wir nicht dasselbe Metier hatten.“ Ein ehemaliger Küchenchef des Palace des Champs-Élysées und zwei Erzköche des Faubourg Saint-Germain sorgen für die Genüsse, ein Oberkellner für die Kasse, Brot-, Kaffee- und Milchverteilung. Eine Chanteuse vom Café-Concert führt die Kleinkinderschule. Und die reichen Pelzhändler von der Place Vendôme müssen im Lager den Besen führen.“ — Es wird die aufatmenden Modeschneider in Paris freuen, daß ihre verhasste deutsche Konkurrenz jetzt mit dem Besen hantieren muß!

Die Waise der Modistin bot dem Justizpalast die ersuchte Gelegenheit, sich auch einmal nach all den beschämenden Kriegsgerichtsverhandlungen gegen deutsche Ärzte und Krankenpfleger wieder „pariserisch“ zu betätigen. Germaine Geny, eine Gutfünftlerin, wurde im Oktober von einem Mietzauto überfahren, wobei ihre linke Wade zu Schaden kam. Heute ist sie geheilt und braucht nicht im mindesten das Bein nachzuziehen. Trotzdem verlangte sie hohen Schadenersatz, wobei Richter und Advokat in erotischer Galanterie wetteiferten, als tobe nicht die Schlacht 100 Kilometer von den Stadttoren. „Eine Modistinnenwaise hat ihren Wert, was kein Pariser bestreiten wird“, flötete Maître Gondinet. „Die von Mlle. Geny ist zwar nicht ganz verschwunden, aber eine Narbe ist da, die der Seidenstrumpf dem Auge verbirgt, wobei die perfide Kunde freilich ihren Reiz behielt.“ Der Gerichtshof bewilligte für die kleine Waidennarbe — 10 000 Franken Schadenersatz, was manche kinderreiche Soldatenwitwe als ein Vermögen begrüßen würde. Karl Rahm.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Was sie sagen. Über das Gedicht, das wir Freitag an gleicher Stelle abdruckten, gingen uns verschiedene Briefe aus unserem Leserkreise zu. Wir sind nun in der Lage, den Verfasser nennen zu können. Es ist der bekannte Humorist Otto Reutter. Max Schröder schrieb die Musik dazu (erschienen im Verlag O. Danner, Wülflhausen i. Thür.). Übrigens gehören noch zwei Verse zu dem Lied, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen:

Wir senden noch 'ne Million Mann, sagt England,
Zweihundert Tille schid' ich 'ran, sagt Frankreich,
Fünfhundert wir, die hau'n euch durch, sagt Rußland,
Wir schicken einen Hindenburg, sagt Deutschland.

Wir werden siegen, das steht fest, sagt England,
Fest steht, der Deutsche kriegt den Rest, sagt Rußland,
Fest steht, wir nehmen Eschaf ein, sagt Frankreich,
Fest steht und treu die Nacht am Rhein, sagt Deutschland.
Otto Reutter.

„Umwertung.“ (Aus einem Feldpostbrief.) Wie der Krieg für den modernen Kulturmenschen alle gewohnten Werte seines täglichen Lebens umwertet und Dingen, die man stets als selbstverständlich hinnahm, einen ganz neuen Reiz und Stimmung verleiht, das offenbart schön ein Feldpostbrief, der in der „Scharblühne“ veröffentlicht wird. „Ich träumte so manchmal“, heißt es da, „während des Marschierens oder während ich auf dem Bauche lag und über mir so allerhand herumflitzte, von gemeinsamen Nachtpaziergängen auf

dem Kaiserdamm oder Trinkabenden voll der tiefinnigsten und lustigsten Dialoge in einem schönen, schönen, wachstüchtigen Zimmer. Zimmer! Ah, Sie wissen ja gar nicht, was das ist. Ich habe einen Monat lang im Walde gelegen, die Bäume nahmen den Himmel, es regnete Tag und Nacht; und am Ende wurde alles weiß vom fallenden Schnee, und ich lag im Walde unter Bäumen ohne Himmel. Was ich darunter gelitten habe, weiß niemand. Immer die Bäume — Wunder an steigender Ästiger Kraft — aber ich erwachte, und sie standen noch immer festgebissen in ihrer Erde... Und wir marschierten weiter, und da stand auf einmal eine Villa leer, verlassen, aber mit weißen, im Winde schlagenden Fensterbühnen. Ich glaubte, im Wunder, im Märchen zu sein: Fensterbühnen, weiße, blanke Fensterbühnen — gibt es das noch? Das gab es, das war! Aber der Wind pfiff in den Stoff, sie winkten mir zu — Lebendigkeit! Und da wachte ich erst, was ein Zimmer ist.“ In tausend Einzelheiten kommt immer wieder die Umwälzung aller Verhältnisse zum Ausdruck. „Das ist der Krieg: die verlassenen Stuben, die irrenden Hunde und Katzen, die gebrochenen Bäume. Wie leicht das noch. Wir finden einen eisernen Schrapnellverschlag, den die Feinde auf ihrer Flucht liegen lassen mußten, und nehmen ihn mit, um darauf zu kochen. Was für ein eiserner Tisch, nur im Krieg möglich: zuerst bemahrt er das Grauenshafteste und Tausendfache, das Menschengestalt ausgespien hat — jetzt ist er ein friedlicher Herd geworden! Was für Stunden! Wenn man wieder nach Tagen Wasser auf dem Händen und Augen spürt, wenn man nach Wochen die Stiefel von den Füßen zieht und so schlafen darf (der größte Luxus!), wenn man im Walde sitzt mit dem mädchenhaft zarten Leutnant, und nichts regt sich, die Sonne fällt so glücklich durch die Blätter, und man spricht und tut, als wäre nichts, und ist doch dem Tode näher als je — man ist auf Watrouille, die Unfern sind weit und die feindlichen Gewehre nah. Und ich schreie mich an und blide hinter Bäumen auf Deckungen und höre Artillerie, ja, die richten feindliches Werk, aber die Bäume, der Boden, das Minusaal schuberthaft, aber hinter uns sind Drahtzäune und die auch vor uns. Oder da haben die Patronen gesummt, gepfiffen, gellungen und sind auf einmal still geworden, und da singt ein Vogel. Gibt es das noch? Ist die Welt nicht voll von Patronen und Schrapnells? Aber dann fällt einem ein Goethescher oder Kleistscher Vers ein, und man sagt ihn unversehens vor sich her — was ist auf einmal für eine neue Kraft in einem, ich muß stehen bleiben, um nicht zu fallen, und die Welt ist so anders.“

Wie sich die Bündholzfabriken gehalten haben. Zu Anfang des Krieges sprach man von einer Teuerung der Bündhölzer, da den Fabriken die Beschaffung des Rohholzes Schwierigkeiten machen werde. Zur Herstellung von Streichhölzern wurde nämlich hauptsächlich die russische Aspe verwendet, die sich wegen ihrer leichten Spaltbarkeit und des geringen Gewichtes besonders dazu eignete. Wie nun die „Holzwelt“ mitteilt, waren diese Befürchtungen unbegründet. Die deutschen Bündholzfabriken haben sich, wie auch so viele andere Industriezweige, in der durch den Krieg geschaffenen Notlage sehr gut zu helfen gewußt. Erst jetzt in der Kriegszeit stellte man fest, daß auch unsere heimischen Forsten bedeutende Vorräte an Aspen und anderen zur Streichholzfabrikation geeigneten Hölzern bergen. Neben der Aspe erwies sich die Linde als ein Holz, mit dem sehr gute Erfolge erzielt wurden, und in einzelnen Fällen fertigte man auch Streichhölzer aus Fichte an. Gelingen die Versuche, dies Holz in noch zweckmäßiger Weise zu entharzen und zu entwässern, so hat die Fichte in der Bündholzfabrikation Aussicht auf eine große Zukunft, zumal dann auch die großen Mengen von Fichtenloben, die in unserer deutschen Waldwirtschaft nicht ausgenutzt werden, besser und gewinnbringender verwertet werden würden als bisher. Richtigt sich aber die Fichte als Material für Bündhölzer mehr Bahn, als man bisher glauben konnte, so wird man vielleicht ganz auf die Aspe verzichten, nicht deshalb, weil sie aus dem Ausland kommt, sondern weil sich bei ihrer Verarbeitung ein großer Verschchnitt ergibt und sie dadurch recht unsparfam ist. Die russische Presse hatte gleich nach Kriegsausbruch die Mitteilung verbreitet, die deutsche Bündholzindustrie müsse kläglich absterben, da sie keine Aspen mehr aus Rußland erhalten. Aber wie so viele düstere Prophezeiungen unserer Feinde ist auch diese gänzlich geworden. Denn die deutschen Bündholzfabriken konnten nicht nur den Bedarf voll decken, sondern sie haben auch wesentliche Preiserhöhungen für die fertigen Hölzer zu vermeiden gewußt.

Schach

Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

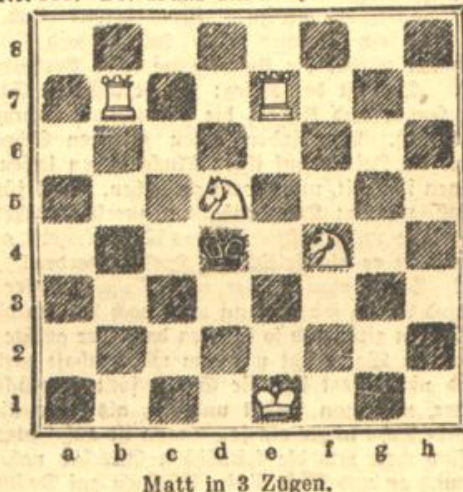
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maidaner in der Marktstrasse. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 21. März 1915.

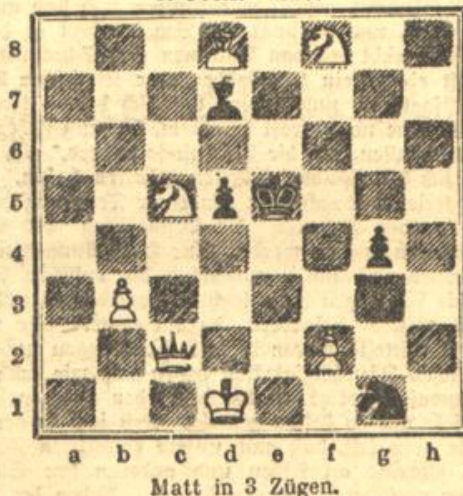
Schach-Aufgaben.

Nr. 315. Dr. Hans Rohr (M. N. Nachr.).



Matt in 3 Zügen.

Nr. 316. A. Adama.
1. Preis. 1887.



Matt in 3 Zügen.

Partie Nr. 116. (Spanisch.)

Gespielt im V. Trebitsch-Turnier.

Löwy.	J. Hrdina	12. b2-b3	g7-g6
1. e2-e4	e7-e5	13. Sf5-g3	Sf6-g4 ¹⁾
2. Sg1-f3	Sb8-c6	14. Sc3-e2	d6-d5
3. Lf1-b5	Sg8-f6	15. e4xd5	Lf8-c5 ²⁾
4. Sbl-c3	d7-d6	16. Kgl-h1	Sg4xh2 ³⁾
5. d2-d4	Lc8-d7	17. Sg3-e4 ⁴⁾	Te8xe4 ¹⁾
6. 0-0	Lf8-e7	18. Ld3xe4	Sh2xf1
7. d4xe5	Sc6xe5	19. Dd1-e1	Sc6-d4
8. Sf3-d4	0-0	20. Se2-g1	Ld7-f5 ¹⁾
9. f2-f4	Se5-c6	21. Le4-d3	Lf5xd3
10. Sd4-f5	Tf8-e8	22. c2xd3	Sd4-f5
11. Lb5-d3	Le7-f8	23. Sgl-e2	Sf5-g3 ¹⁾

¹⁾ Es droht Dd8-h4 oder Lf8-g7. — ²⁾ Und nun droht Dd8-h4 furchtbar. — ³⁾ Will Dd8-h4 mit Dd1-e1 entgegentreten. — ⁴⁾ So rettet Schwarz den Springer f1 und entscheidet den Sieg. — ⁵⁾ Der Gnadenstoß. Auf Se2xd3 folgt Dd8-h4 matt.

Auflösungen:

Nr. 310 (3 Züge). 1. La3, Kd4 2. Lb2.
Nr. 311 (3 Züge). 1. Kb3, c4† 2. Kc2; 1. . . . , Kd2 2. Tf1†.
Nr. 312 (2 Züge). 1. h2-h4.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K., F. F., Bdr., Wdw., Max Deubert und C. L. Bergling in Wiesbaden, zu Nr. 312 auch Paul Zimmermann in Wiesbaden.

Briefkasten.

T. B. Bei dem Dreizüger Nr. 1 hilft leider auch die Ergänzung durch einen schwarzen Bauer auf h7 nichts, da die Aufgabe auch durch 1. Tf4† Kg7; 2. Txe7† Kh8; 3. Sg6# nebenlöslich ist. — Auch der Zweizüger Nr. 3 hat näherer Prüfung nicht stand gehalten. Werden die auf der Rückseite des Diagramms verzeichneten Aenderungen getroffen, so scheitert die vorgesehene Lösung 1. Sf4 an d4-d3. Wird der weiße Läufer f1 auf g1 gestellt, so geht allerdings die vorgesehene Lösung, es bleibt aber auch die Nebenlösung 1. Da3† Kd5; 2. Dc5#. Die Aufgaben 1 und 3 lassen sich jedoch offenbar richtig stellen. Versuchen Sie's noch einmal.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Zifferblattträtsel.

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII

Statt der Ziffern des Zifferblattes einer Uhr sind die Buchstaben AAAA, L, M, NN, RR, T, U derart zu setzen, daß zu den angegebenen Zeiten zwischen den Zeigern Wörter von der beigefügten Bedeutung zu lesen sind.

12 Uhr 26 Min.	=	belgische Festung.
1 " 28 "	=	Fluß in Asien.
2 " 26 "	=	Fluß in S. eiermark.
3 " 37 "	=	russisches Gebirge.
5 " 42 "	=	Singstimme.
5 " 51 "	=	geweihter Ort.
7 " 58 "	=	Speditions-Ausdruck
8 " 57 "	=	Vogelart.
10 " 13 "	=	weiblicher Vorname.

Wanderrätsel.

Wie sich der Brite in den Russen und schließlich gar in den Serben verwandelt, ohne jedesmal mehr als zwei Zwischenstufen durchzumachen, soll gezeigt werden. Jede Reihe muß aus der vorhergehenden durch Umwandlung zweier Buchstaben gebildet werden.

B r i t e
— — — — — weibl. Vorname.
— — — — — weibl. Vorname.
R u s s e
— — — — — Verkehrsmittel.
— — — — — Teil des Flusses.
S e r b e

Scharade.

Einst senkte man ins Wort mit L hinein
All' Erdenweh von sich und andern;
Das Wort mit N jedoch, in blutigem Schein,
Zieht heute kampfumwogt durch Flandern. H. v. F.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 123.

Bilderrätsel: Heldentat des U. 9. — Quadraträtsel: Grey, Reis, Eibe, Yser. Rätsel: Mücke. — Lilie, Lillie.

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts



15. Jahrgang 1915.

Nr. 6.

Enricas Rosen.

Von Luise Koch-Schicht, Wien.

(Nachdruck verboten.)



ie lernte die Geige spielen.

Sie hieß Enrica nach ihrer Mutter, einer Italienerin.

Das verschämte Elend wohnte um sie; der Vater war ein Schreiber nach einem traurigen, verkehrten Leben.

Und das Mädchen fragte sich oft: soll ich nicht besser in ein Bureau gehen? — Daß der Vater wieder einmal lachte und die Mutter wieder sang, die süßen Weisen der Heimat, wie vor langer, langer Zeit. Aber wenn sie davon sprach, sagte die Mutter: „Nein, Enrica. Du sollst nicht am halben Weg umkehren, auf einem Weg, den dir Gott gewiesen hat.“

So ging denn Enrica weiter in die Musikschule, in der sie einen Freiplatz hatte.

In einer todtangen Nacht war der Schreiber gestorben. Er war nicht eigentlich krank gewesen. Er war verloscht, wie ein erschöpftes Licht. Durch die kleinen Fenster kam die Dämmerung. Die jüngeren Kinder waren im Weinen eingeschlafen. Nur die Frau des Schreibers und Enrica saßen neben dem Toten; bleich und mit tränenmüden Augen starrten sie in den grauen Morgen.

In den nächsten Tagen sagte Enrica tonlos: „Jetzt muß es sein, Mutter. Ich muß das Studium aufgeben!“ Die Witwe aber sagte: „Nein, mein Kind. Es wird auch diese harte Zeit vorübergehen.“

So war sie fertig geworden.

Bei der Schlußprüfung hatte sie ein schon gut bekannter Konzertmeister und Komponist gehört: Felix Remy. Er erkannte mit richtigem Gefühl Enricas große Begabung. Der Gedanke kam ihm, das Mädchen aufzufordern, bei seinen Konzerten mitzuwirken. Der Gedanke erschien ihm so gut, daß er noch am selben Tage Enricas Mutter aufsuchte, um ihr und der jungen Künstlerin seine Pläne klarzulegen.

Die Witwe des Schreibers fand kaum Worte, Zustimmung und Dank zu sagen. Daß sich so schnell eine Gelegenheit bieten könnte zu Enricas Aufstieg, hätte sie nimmer zu hoffen gewagt. Enrica stand mit immer tiefer glühenden Wangen in die fensterecke gedrückt. Wie hatte sie ihre Armut so quälend empfunden wie jetzt, wo dieser Mann in ihre dürftige Behausung kam, der ihr wie ein Gott erschien.

Er sah auf das Mädchen. „Aber bitte, Frau Meigner — es wird mir nur ein großes Vergnügen sein, dieses schöne Talent zur Geltung zu bringen. Alles andere lassen Sie meine Sorge sein!“

So ging Enrica in den nächsten Tagen mit einem guten Instrument zu Felix Remy, um sich für das Konzert vorzubereiten. Wenn sie später auf ihn warten mußte, wenn

noch ein Schüler bei ihm war, sah sie mit geteilten Gefühlen auf die Bilder von schönen Frauen, die auf seinem Schreibtisch und auf Tischchen standen, mit Bewunderung und mit geheimem Weh, daß ihm eins dieser Bilder nahe stand oder nahe stehen könne. Wenn sie fertig gelübt hatten, nahm er ihr die Geige aus der Hand, das und jenes zu verbessern — und dann fand sich immer eine Melodie und er spielte und vergaß, daß die bedungene Zeit vorüber sei. Auch Enrica vergaß darüber alles. Sie war versunken in die lockenden Töne wie in weiche schmeichelnde Arme, die ihr von einem unbekannten Glück erzählten.

Es war wieder einmal so über die Zeit geworden und die letzten Sonnenstrahlen flirrten um Enricas blondes Haar. Immer weicher und lockender kamen seine Lieder zu ihr — wie ein leises Schluchzen nur noch — dann ließ er die Geige sinken, den Arm um Enrica zu legen. Und er schwor ihr Liebe und Treue und ihre Vereinigung für immer. Aber es müsse noch ein Geheimnis bleiben, Jedermann gegenüber, bis seine Stellung eine gefestigtere sei.

Und so verriet Enrica auch der Mutter nichts, denn sein Wunsch war ihr heilig.

Aber sie schlief nicht in dieser Nacht. Es war alles so plötzlich, so überwältigend gekommen. Aber so kommt das Glück, so mit einemmal, so muß es kommen! Und rings ist alles wie verwandelt, alles verschönt und hell und froh! Aber kann es denn sein für sie? Kann er sie, der Bedeutende, wirklich so lieb haben? Und sie soll sein Weib sein und sie sollen vereint den Weg gehen, den sie in seiner Beschwernlichkeit geglaubt hatte, allein gehen zu müssen? Mit dem geliebten Manne zu den Höhen des Lebens! O, welches unendliche Glück!

Erinnerungen steigen vor ihr auf. Sie kommen schon mit großen Augen in bleichen Gesichtern und sagen: Vergiß uns nicht! Ihr ganzes Leben mit tausend Entbehrungen, tausendfacher Versagen stand vor ihr und jetzt diese Helle, — aber wird nicht alles wieder versinken müssen, jäh, wie es kam — wird sie nicht wieder im Dunkeln sein müssen, nur schmerzlich geblendet?

Und Enrica fand keinen Schlaf in dieser Nacht.

Es war in den nächsten Tagen in den Vormittagsstunden. Die Mutter zum Einkauf gegangen, die zwei, noch kleineren Brüder in der Schule. Enrica allein und verträumt.

Es klopfte. Sie schreckte auf: „Herein!“

Es war Felix.

Sie flog ihm entgegen. Dann sah sie ihn näher an: „Was ist geschehen?“

„Da, Liebste! Lies!“

Er reichte ihr einen Brief hin. Es war ein glänzendes Anerbieten aus Berlin und für sofort: eine Kapellmeisterstelle.

„Wann fährst du schon?“ fragte Enrica erbleichend.
 „Morgen, Kind. Es ist ja keine geringe Auszeichnung!
 Nur daß ich jetzt weg muß, wo ich dich erst gefunden habe,
 Süßes!“ Aber die Freude klang durch seine Stimme.

„Deine Zukunft vor allem!“ sagte sie mit einer schmerzlichen Ahnung.

„Aber mit dir, du Liebste! Es soll nur eine kurze Trennung sein!“

Sie nahm sich zusammen, um nicht aufzuschluchzen.

„Und das Konzert?“

„Hältst du natürlich. Freilich mit einer Verschiebung — bis ich einen Ersatz für mich gefunden habe.“

„Es gibt keinen für dich“, sagte das Mädchen.

Man hörte Frau Meigner draußen. Enrica rief ihr die Nachricht entgegen. Die Witwe bedauerte es, daß er gehen müsse. Aber es sei ihm zu einer so schönen Stellung zu gratulieren. Sie danke ihm für alles, was er für Enrica Gütiges getan.

„Warum sagt er der Mutter auch jetzt nichts, daß er mich lieb hat, daß er mich zu seiner Frau machen will?“ fragte sich das Mädchen bekümmert.

Er sagte nichts; er verabschiedete sich nur mit einem tiefen Blick in die überströmenden Mädchenaugen.

Anfänglich kamen begeisterte Schilderungen über sein neues Leben in Berlin, kamen Andeutungen auf den Frühling — wenn die Schwalben wiederkämen.

Dann wurden die Nachrichten seltener. Berge von Arbeit seien auf ihm. Aber er denke ihrer. Kurz vor ihrem Auftreten kam ein Glückwunsch, leider könne er selbst ihrem Konzert nicht beiwohnen, auf das er große Erwartungen setze, da er hier zu dirigieren habe.

Sie grämte sich unsäglich darüber. Sie hatte sich im Stillen doch erhofft.

Der Abend war da. Frau Meigner und die junge Künstlerin fuhren zum Musikgebäude. Enrica trug ein weißes Kleid und sah sehr schön aus.

Aber der Schmerz über ihr zusammenbrechendes Glück erfüllte allein ihre Seele.

Sie war der Hauptpunkt des Abends. Gestern war sie vor den Anschlagtafeln gestanden, darauf die Programme geklebt sind. Da stand groß ihr Name. Allen noch fremd und dem sie erst durch ihr Können Bedeutung geben sollte.

Und sie war so ohne Freundlichkeit. Für ihn hätte sie spielen wollen, ihm hätte sie erzählen wollen, wie weh ihr war ohne ihn, ihm allein sollten alle ihre jubelnden und schluchzenden Tieder erklingen!

„Mutter, es wird nicht gehen, ich fühl's. Bitte, sage ihnen, daß ich plötzlich krank geworden bin.“

„Bedenke doch, Enrica, was für dich an diesem Abend hängt“, erwiderte die Mutter mit ihrer sanften, tröstenden Stimme, — „deine ganze Zukunft, Kind, — reiß' dich heraus und schau auf dein Ziel. Und wenn du oben stehen wirst, weiß ich's sicher, daß du alles vergessen wirst, was dich aufhalten will, weiß ich's sicher, daß du alle bezaubern wirst.“

„Ach, Mutter, verzeih' mir. Für ihn hätt' ich gern alles aufgegeben, wenn ich die Wahl gehabt hätte. Ich wäre in seinem Können aufgegangen. Ach, ich kann nicht anders.“

Der Saal füllte sich allmählich. Bekannte begrüßten sich, die ersten Nummern wickelten sich ab. Enrica harrete auf ihr Zeichen in einem Nebenraum. Bis zum letzten Augenblick hatte sie mit einer letzten Hoffnung gewartet, daß er kommen werde, daß er ihr sagen werde: Ich hab' es nicht länger ausgehalten ohne dich! Und heute — heute kommt' ich dich nicht allein lassen — und wenn ich alles darüber verlieren sollte!

Drinne verhallten die letzten Piano Klänge der Arie von Saint-Saëns: Sieh', mein Herz erschließet sich — —

„Bitte jetzt!“ sagte man ihr.

Da drängte sich ein Dienstmann durch die Tür; er trug einen Strauß tiefroter Rosen. „Für Fräulein Meigner!“ leuchtete er.

Sie nahm mit lautklopfendem Herzen die wunder-schönen Blumen.

„Selig!“ schrie es freudig auf in ihr.

So hatte er ihrer doch nicht vergessen und ließ ihr diese schönsten Blumen der Liebe schicken, um sie zu grüßen! Rote stieg ihr in die Wangen, in die Augen ein wärmeres Leuchten, ein neues Glücksgefühl in die Seele. Er hat mich doch noch lieb — — er wird wiederkommen! Und alles Leid wird versunken sein!

Und mit einem beherrschenden Siegesgefühl schritt sie hinaus, mit einem sicheren Bewußtsein ihres Könnens und ihrer Kraft — die Boten seines Gedankens in der Hand.

Dann tauschte sie die Geige mit ihnen. Und es begann zu wachsen, zu rauschen, zu jubeln und zu schluchzen aus dem braunen Holz und unter den Fingern der jungen Künstlerin, daß sich keiner regte, daß alle ihre Seele mitwachsen, mitrauschen, mitjubeln und mitschluchzen fühlten!

Der Bogen sank. Einen Augenblick war tiefste Stille, dann brach der Beifall los. Es war ein starker Erfolg und ihr der Weg zum Aufstieg gesichert. Man rief sie immer wieder. Man drängte um sie und wollte ihr vor-gestellt sein.

Sie kam erst zu sich, als sie im Wagen saßen, als die Mutter in der Ecke weinte.

„Was weinst du, Mutter?“

„Vor Glück, Enrica!“

„Liebes Mutti“, sagte das Mädchen, wieder in sich versunken.

„Es wird jetzt alles, alles anders, Enrica!“

Da überkam sie der Begriff der Worte.

„Mutter alles, alles! Und sie umarmte die ver-grämte Frau und küßte sie stürmisch.“

*

Enrica erwartete in den nächsten Tagen entscheidende Nachrichten aus Berlin. Es kam nichts.

Sie wurde immer stiller; sie sah immer bleicher beim Fenster. Sie starrte mit brennenden Augen auf die Straße, bis sie den Briefträger sah. Sie horchte an der Tür mit lautklopfendem Herzen. Geht er vorüber? Nein — er klopft — sie nimmt mit zitternder Hand den Brief — es ist nicht seine Schrift. Oder die Schritte des Boten verhallten den Korridor entlang.

Und endlich ein Brief von ihm. Sie stürzt damit in der dämmrigen Stube zum Fenster — — es ist sein letzter an sie. Sie möge ihm verzeihen, aber er könne ihre Zukunft nicht an die seine ketten. Seine Stellung sei wankend geworden — er ducke sich nun einmal nicht. Er habe erfreut von dem großen Erfolg vernommen, den ihr Konzert gehabt habe. Er hätte ihn vorausgewußt. Sie würde ihren Weg machen und er wollte ihren Aufstieg immer mit Interesse verfolgen und ihr ein guter Freund bleiben.

Enrica verfiel in eine schwere Krankheit. Als sie zum erstenmal wieder an die Sonne ging, sagte sie schmerz-lich: „Ich wußte es ja, daß ein so großes Glück nicht für mich sein könne.“

„Ob es wirklich dein Glück gewesen wäre, Enrica?“ fragte die Mutter, die nun wieder lächelte.

Enrica ging allein den steilen und mühseligen Weg zur Höhe. Sie arbeitete rastlos an sich und an ihrer Vervollkommenheit, nur ohne alle Freundlichkeit.

Man nannte nie mehr Remy's Namen. Aber Enrica las ihn eines Tages in der Zeitung. Sie ließ sie mit einem Wehruf sinken. Dann sagte sie: „Remy hat sich verlobt —“ und mit einem harten Auflachen: „mit einer reichen Amerikanerin.“

Sie war mit der Mutter allein. Es war im Frühling. Die erste ganz warme Sonne. Der Duft der ersten Rosen kam zum offenen Fenster herein.

Und das Leid ihrer getäuschten Jugend erstand Enrica wieder und alle Wunden taten sich von neuem auf.

Und das Mädchen ließ unter diesem härtesten Schlag das Haupt auf den Arm sinken und weinte laut: „Warum hat er mich so grausam betrogen — so grausam — noch mit den Blumen!“

„Weißt du es auch sicher, daß die Rosen von ihm waren?“ sagte Frau Meigner mit Augen voll Tränen.

„Von wem sonst — Mutter — von wem könnten sie sonst gewesen sein?“ schrie Enrica auf.

„War denn niemand sonst — niemand — der dich lieb hat —?“ und die Tränen rannen über die Wangen der blaffen Frau.

Da kam ihr die erlösende Erkenntnis:

„Du — du — Mutter — — du warst es...!“

Und sie sank genesend in die Knie vor dieser größten und reinsten Liebe.

Deutsche Kinderspiele.

Altgermanisches im Sommertreiben der Kleinen.

Von Dr. Friedrich Spreen.

(Nachdruck verboten.)

Dieser Sinn liegt oft im Kind'schen Spiele.“ Dies Schillerwort drängt sich dem auf, der in diesen Sommertagen Tun und Treiben der Kleinen auf Plätzen und Gassen, in Gärten und Höfen beobachtet und nach der geheimen Bedeutung dieser altgewohnten, liebetrauten Dinge fragt. In den lustigen Reigentänzen, in den Liedchen, die aus heller Kehle dazu erschallen, in den Hasch- und Fangspielen, wie in den wunderlichen Abzählreimen ruht ja vielfach altgermanisches Sagengut noch verborgen, und um die Jugend unserer Tage schwebt ein lieblicher Duft aus der Jugend unseres Volkes. Gerade die Kinder haben in den sorgsam bewahrten altertümlichen Formen ihrer Spiele und Versen einen Schatz urdeutscher und urwüchsiger Poesie durch die Jahrhunderte treu behütet, und mag auch sonst in der modernen Welt so manche schöne Überlieferung zugrunde gehen, bei den Kindern, die unbewußt die konservativsten Glieder jeder Gemeinschaft sind, ist die Pflege des Volkstums noch auf lange in guten Händen.

Von altersher sind große und gute Menschen Freunde und aufmerksame Betrachter des Kinderspiels gewesen. Gern erinnerte man wohl an den Ausspruch des alttestamentlichen Kinderfreundes Sacharja: „Der Stadt Gassen soll voll sein von Knäblein und Mägdlein, die auf der Gasse spielen“, und Kenner der Antike gedachten des Philosophen Heraklit, der im Dianatempel zu Ephesus Knabenspiele anordnete, des Spartanerkönigs Agésilas, der selbst auf einem Steckpferd ritt, und des Sokrates, der sich mit den Kindern auf der Gasse herumjagte. So galt denn durchs ganze Mittelalter das Kinderspiel für Gott wohlgefällig und erlaubt. Besondere Spielgesetze, die den Kleinen gleichsam Privilegien gaben, wurden erlassen; das Nördlinger Gesetz von 1426 gestattete z. B. „Paarlaufen, Kegeln, Radtreiben, Ruck oder Schneid, Hasen schlagen, Topfspiel (d. i. Kreisel) und Schnellkugeln.“ Der Nürnberger Rat, der 1503 das Spielen mit Würfeln und Karten auf der Schütt und Hellerwiese verbot, gestattete dagegen das Kugeln und Schussern, freilich an Feiertagen erst nach dem Gottesdienst. Mit welcher Behaglichkeit und Freude zählen Prediger, wie Geiler von Kaisersberg, und Dichter, wie Fischart „der Buben und Mägdlein Lustbarkeiten“ auf!

Strenge Verbote gegen das Kinderspiel wurden zuerst in der Zeit der Reformation erlassen. So untersagten Sittenmandate in Zürich und Bern das „Stöckeln“ und „Klückern“ (Spielen mit Kugeln), und in Sachsen ging man so scharf vor, daß Luther 1524 in seiner Schrift „An die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte“ das gute Recht der Knaben verteidigte, „Käulchen zu schießen, zu laufen, zu rammeln (balgen) und Ball zu spielen.“ Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts dauerte diese Verfolgung der Kinderspiele, besonders hart und rücksichtslos geübt in der Epoche des Rationalismus, der die spielenden Kinder durch die Polizei nach Hause peitschen ließ. Erst Guts Muths und Jahn erlösten die Jugendspiele von

diesem Fluche. Aber natürlich hatten sie auch vorher immer fortbestanden, und die Besten hatten nicht verschmäht, sich an ihnen zu beteiligen: König Gustav Adolf spielte mit seinen Offizieren Blindfuh, der Philosoph Leibniz bewunderte „die scharfe unnachahmliche Erfindung der Kinderspiele“, Friedrich der Große und Zieten spielten mit ausgelassenen Knaben Kegel, Goethe und Schiller krochen bei „Löwe und Hund“ auf allen Vieren, der eine mit Lottes Geschwistern, der andere mit seinen Söhnen. Frau Rat aber schrieb an ihre Enkel: „Wenn ich bei Euch wäre, lernte ich Euch allerlei Spiele: Vögel verkaufen, Tuchdiebes, Pötschimper, Pötschemper und noch viele andere.“

Kreisel und Ball, das fröhliche Klappern der Schussern, bezeichneten im Mittelalter direkt den Beginn des Sommers, die schöne Jahreszeit. Die „Schusser“, auch Mürmeln, Klicker, Schnellkälchen u. a. genannt, sind uralt; ein Rezept zur Herstellung dieser Glasbälle, für die Gruben, die an den Straßen ausgehöhlt wurden, findet sich in einer Stuttgarter Handschrift des 15. Jahrhunderts: „Das sind die gelben Kugeln, da die Schüler mit spielen, und sind gar wohlfeil.“ Die zahlreichen „Kickerspiele“ wurden und werden auch vielfach mit Würfeln, Knöpfen, Bohnen gespielt. Für das hohe Alter des Kreisels, den Wolfram von Eschenbach und andere mittelhochdeutsche Dichter „Topf“ nennen, spricht die Sage, daß die Gräfin Albrade das Stift Banz begründet, weil ihr Sohnlein beim Kreisel schlagen in den Fluten des Mains ertrunken war. Unendlich war die Sommerlust der Kleinen im freien: sie trieben Reifen, wie es schon die griechischen Kinder getan, haschten, schaukelten, spielten Blindfuh, traten auf Stelzen, sprangen Bock usw. Das Ballspiel auf dem grünen Ager vereinte die ganze Jugend, und mit dem „Ball“ war das Tanzfest so innig verknüpft, daß es noch heute seinen Namen von ihm hat:

„Tanzen, reihen, springen wir,
Mit Freuden und auch mit Schalle!
Das ziemet guten Kindern wohl,
Zu scherzen mit dem Balle.“

So jubelte es in den „Carmina burana“.

Der Reigen, zu dem sich die kleinen Hände so fest zusammenschließen, ist die Urform alles Kinderspiels, ja vielleicht eine Urform aller Kunst. Aus den im Chor gesungenen Liedern der Reigentänze offenbarte sich Müllenhoff die Spur ältester germanischer Poesie. Urkeime des Dramas liegen in den Pantomimen und Wechselgesängen dieser Spiele, in denen der Rhythmus primitiver Opfertänze nachklingt. Das Niederbeugen und Niederfallen, das im Kinderreigen so beliebt ist, erklärt sich aus den heidnischen Gebräuchen beim Anrufen der Götter; manche Lieder, die dabei gesungen werden, wirken wie unter feierlichen Beewegungen vorgetragene Gebete, so z. B.:

„Liebe Frau, mach's Tür' auf,
Laß die liebe Sonn' heran!“

Der Kreis, zu dem sich die Kinder zusammenschließen, wird noch bisweilen mit einer Blumenkette fester gefügt, durch die ein zweiter innerer Kreis gebildet ist. Überall sind diese Ringelreihen mit der Kette verbreitet; sie werden als altgermanische Chorreigen gedeutet, die mit dem Sonnendienst zusammenhängen. Der durch die Kette entstandene Kreis stellt die Sonnenscheibe symbolisch dar; die „sieben Jahre“, die immer erwähnt werden, sind die sieben Wintermonate; der Löwenzahn, dessen hohle Stengel besonders gern für die Kette verwendet werden, ist eine der Sonne heilige Pflanze. „Sieben Jahre gesponnen, acht Jahre Sonnen“ — dies Verschen weist hin auf das Walten der Frau Holda oder Freya, der Göttin der Liebe, die in der Himmelsburg an Wotans Seite das Wetter macht und die Fluren segnet. Sie bringt Sommer und Sonne nach Winter und Schnee. Der „Hollerbusch“ eines bekannten Ringelreihen-Liedchens ist „Holdas Busch“, unter dem die Kinder sitzen. Freya ist nämlich auch die Hüterin der Kinderseelen. Tief im Brunnen haust sie in ihrem blumendurchdufteten sonnigen Garten und wacht über die Ungeborenen, die in den Blütenfeldchen und Büschen ruhen. Deshalb sagt man auch, die Kinder kommen aus dem „Hollerbusch“. Eine große Rolle spielt Holda in den Kinderspielen, die ursprünglich heidnische Chortänze waren, als Frau Rosen, Frau Gode, ole Moder Törsche; Mutter Marie, als Hege schlechthin. Als letztes der Kinder sitzt sie in der Reihe wie Freya im Kinderbrunnen. Das letzte Kind soll nun ein Seelchen hergeben und es wählt das erste Kind, doch muß das fragende drei Sprünge tun, ohne zu lachen; dann kommt es in den Himmel, sonst in die Hölle.

Wie hier bereits zu dem Tanz pantominischen Handlungen und kleine Dialoge treten, so ist dies bei sehr vielen Reihenspielen der Fall. Sehr beliebt ist die Nachahmung der durch Worte bezeichneten Tätigkeiten. Dies geschieht z. B. in dem berühmten Adamspiel „Adam hatte sieben Söhne“, das schon Fischart nennt, in dem Preislied auf die Sommerlust: „Im Sommer, im Sommer, da ist die schönste Zeit“, oder in jenen Spielen, die da beginnen: „Wollt ihr wissen“ usw. Wenn dann die Beschäftigung der Kinder, die Arbeit des Bauern u. a. nachgeahmt ist, drehen sich die Kleinen jedesmal mit Händeklatschen im Kreise. Ganze kleine Dramen entwickeln sich daraus, so in dem weitverbreiteten Brückenspiel, das an die ins Totenreich führende goldene Brücke der germanischen

Mythologie anknüpft. Wenn zum Schluß der Chor unter der von zwei Kindern durch Hochhalten der Arme gebildeten Brücke hindurchschlüpfte und dann so lange zertr, bis „Engel“ und „Teufel“ auseinandergerissen sind, so gemahnt das an den letzten Kampf der Asen und Helden bei der Götterdämmerung. Zwei Halbhörner treten einander gegenüber in dem merkwürdigen Spiel vom „Herrn von Ninive“, in dem eine Brautwerbung aus dem germanischen Altertum dargestellt ist. Solche Aufzüge, Fragen und Antworten sind einmal in ferner Vergangenheit wirklich Verlobungszeremonien gewesen, und das kindliche Spiel hat sie bis heute bewahrt. Sogar ganze Balladen und Märchen werden im Ringelreigen aufgeführt, so etwa „Anna am Breitenstein“ usw. oder die Geschichte von der Giftdöckin und vom Dornröschen, das führt uns zurück auf die Urform der „Ballata“, des Tanzliedes, das als Reigen und Gebärdenspiel und Gesang vorgeführt wurde.

Noch in vielen anderen Kinderspielen hat eine eifrige Forschung, an der sich hauptsächlich Simrock, Mannhardt, Böhme, Buchholz beteiligt, altgermanische Elemente als Zeugnisse eines sehr hohen Alters aufgespürt. Das Kegelspiel soll zuerst ein Knabenspiel gewesen sein, das den Sturz der alten Götter versinnlichte. Die Neunzahl der Kegel entspringt der Zahl der germanischen Götter und den Tagen der alten Woche. Im Plumpsack haben wir den Überrest eines alten Opfergebrauches, bei dem einer während des Tanzes um das Feuer aus der Reihe trat, auswärts um den Kreis herum lief und jedem einen Schlag gab mit den Worten: „Guck dich nicht um, das Füchlein geht 'rum“. Beim Haschenspiel, da man sich vor dem „Eisenmännchen“ rettet, wenn man Eisen berührt, beim osprenkischen „Bockchenwerfen“ spuken heidnische Kobolde und Kordämonen noch durch das kindliche Treiben; die altgermanischen Nornen treten als drei weiße Engel in den Abzählreimen auf; im Kuckuckspiel lebt der in das Tier verwandelte Gott Thor weiter. Und nicht nur aus der germanischen Vorzeit, auch aus späteren Jahrhunderten tönen noch ein paar Klänge wieder: im Haschenspiel vom „schwarzen Mann“. Die düstere Zeit des tanzenden Todes aus der Pestzeit, im Abzählvers die Türkenkämpfe und die Flucht der Franzosen aus Rußland. So ist eine ganze ferne und wundersame Welt in dem reinen klaren Spiegel des Kinderliedes aufgegangen, aus dem sie uns heute vertraulich und lieblich grüßt.



Die Kunst zu helfen.

Von Dr. Hans Wantoch, Wien.

(Nachdruck verboten.)

Eine Szene vergesse ich nie. Hoch oben spielte sie, in einem salontirolesischen Alpenhotel, auf dem Gipfel der Rag, die das Touristendorado der Wiener ist, die Gebirgsvorstadt von Wien. Ein leichter Blutdunst umschwebt ihre Schründe, voll Fährlichkeit und lockenden Grauens. Rag! Wie das klingt, wie das anspringt und festpackt gleich der vorschwellenden Pranke eines getigerten Raubtiers, unüberwindlich! Allwöchentlich, an jedem Sonntag und Feiertag marschieren auch Hunderte und Tausende zu ihren Höhen. Fabriksherrn und Kaufleute, dürftige Arbeiter, die von einer Rappartie träumen, wenn sie nicht ins Wirtshaus gehen, und kleine Studenten, die sich Heller um Heller dafür sparen. Sie ist ein Gipfel der Armen und Reichen, eine Freiluftwarte über dem Brodem der Arbeit, eine Glückshöhe, die das Dasein beschwingt. Die zwei aber, die jetzt eben eintraten, waren gar nicht beschwingt, sahen nicht im Geringsten beglückt und hinausgehoben aus, und die Züge ihrer Gesichter waren — wie von einer großen Bestürzung zitternd — unsicher und gleichsam auseinandergefallen. Zwei

hochgeschossene Jungen mit sehnigen Körpern. Die Toilette ein wenig abgegriffen und verbraucht. Handwerksburschen vielleicht oder Studenten. Und ihre sonst so straffen Beine gingen unsicheren Schrittes. Ja, sie taumelten fast. Vielleicht hatten sie beim Edelweißsuchen ein paar Groschen von ihrem Bargeld verloren, hatten sich auf Steigen und Stürzen vielleicht verstriegen und waren für Minuten, für Viertel- und ganze Stunden dem grinsenden Gespenst des Todes gegenüber gestanden. Oh, diese grauenhaften Minuten, in denen sich der Selbsterhaltungstrieb mit aller Macht an ein dünnes Fichtenstämmchen klammert: Das Blut stockt starr in den Gliedern und nun wollten sie, die ihren Hunger und Durst sonst nur mit kaltem Mitgenommenen stillen, sich durch einen warmen Trunk aus den kalten Eisenklammern des Todesgrauens reißen. „Kuhwarme Milch, 16 Heller ein Glas“, stand rings an den Hotelwänden verheißend. Aber Verheißungen trügen und der Kellner, der den Wirtsvorteil wahrte, entschied: „Es gibt nur mehr Kaffee“. Ihre trüben und scheuen Augen blickten einander an.

Ihre Augen verständigten sich mit der stummen Zeichensprache der Not, die keine Worte, sondern eine internationale Gebärdenprache hat. Und der Ältere fragte mit einem Mutanlauf: „Wieviel?“ „50 Heller“. Wiederum Stille, wiederum dieses lange, feste sich im Anderen verankernde Ansehen, dann bestellten sie zusammen ein Glas. Ach, es gibt Seelenkonflikte und Überwindungstragödien, die um eine halbe Mark gehen.

Stumm, unsäglich bedrückt saßen sie da; unbemerkt. Denn gar gut deckt allen armen Schluckern der Mantel der Scham ihre Blößen. Ich erspähte sie aber doch, ich sah, wie der eine an dem Kaffeeglas gierig nippte, dann der andere und wiederum der erste. Es ist nichts herzerreißender, als wenn eine Begierde sich fingerhutweis stillt. Nichts ist heroischer. Und wenn nun einer in dem fashionablen Gastsaal aufgestanden und zu ihnen getreten wäre: „Darf ich die Herren zu einer Tasse Kaffee bitten?“ — wie hätte diese winzig kleine Liebenswürdigkeit den zentnerschweren Alpdruck aus der Stube gestiebt, wie wären ihre erstarrten und beklommenen Gesichter . . . Ich fürchte, ihre Gesichter wären noch beklommener geworden, noch bestrizter, noch abweisender, weil es sich jemand herausnimmt, in das verschämte Asyl ihrer Armut zu dringen, irgendeiner, ein Fremder, ein Unbekannter.

Jawohl, es ist eine Kunst zu helfen. Die Hilfsbedürftigen machen es einem schwer. Offenbar tragen wir die Schuld daran. Wahrscheinlich fühlen sie es heraus, daß die Milderherzigkeit eine Form des Egoismus ist. Zwar die mildeste und amnehmbarste Form, aber doch Egoismus. Es prägt sich besser, wenn man nebenan keinen hungrigen Magen knurren hört. Eine Wohltat befriedigt. Aber nur zu oft schiebt sich das Licht über diese Befriedigung so aufdringlich hell vor unser Gesicht, daß die Schatten des Elends im Kontrast dazu noch tiefer werden. Da zieht es denn die Armseligkeit vor, sich in ihrem eigenen Elend zu verhüllen.

So ist ist die Welt voll von verschämten Armen, von denen wir nichts wissen, und die von uns nichts wissen wollen; denn man muß einem Menschen nahe, ganz nahe sein, damit man ihm eine Handreichung tun, eine Last abnehmen, oder gar seinen Hunger stillen darf. Man gibt sich zu sehr preis in seinen gemeinnenschlichen Schwachheiten. Man tut das nicht mehr in dieser harten und gehämmerten Zeit. Sich schwach zu zeigen ist nicht Mode. Und über unserer fühlen distanzierenden Gemessenheit haben wir den Anstand verloren, uns ohne verletzende Plumpheit in die diskreten und intimen Angelegenheiten des menschlichen Körpers zu mengen. Einst war es anders, einst, in einer mehr naturalwirtschaftlichen Zeit, war es ganz selbstverständlich, daß der Wanderer auf dem Saumpfad an die nächstbeste Hütte pochte und um Wegzehrung bat. Heute gibt es ein Grand-Hotel auf jedem Gipfel. Und so lebt die Kunst zu helfen nur in dem Bibelspruch vom Seligersein des Gebens, oder in der Lesebuchgeschichte von dem Heiligen, der seinen Mantel mitten entzwei geschnitten hat, damit der Bettler am Wegrand mit der einen Hälfte seine Blöße bedecke. Legenden, Fabeln. Die Kinder, sie hören es gern. Besonders, wenn sie aus kleinen Schulkindern erwachsene Menschenkinder wurden.

Das Leben aber schreibt keine Lesebuchstücke. Das Leben setzt seine Begebnisse in spröderem, härterem Lettermetall. Es fehlen die Übergänge, es fehlen die rasch verbindenden Gebärden, die einen Mantel entzwei reißen und die eine Hälfte hinreichen. Es fehlen die Brücken. Wir sind voneinander abgerückt in diesem Zeitalter des Verkehrs. Ach, ach, was war das für eine Verlegenheitsaffäre, als mich einst bei einem Ausflug auf den Semmeringer Kreuzberg, der durch das verhinderte Tuberkulosenasyl so berühmt wurde, der Hunger zu plagen begann! Keine Sorge! Eine halbe Stunde später konnte ich mir jenen besten, und kostspieligsten Koch bezahlen, der Hunger heißt. Aber das Exempel wirkt um so nachdrücklicher, je vorübergehender es war.

Reizend lag eine der vielen Semmeringvillen da. Das erste Haus seit drei Stunden, denn wir waren vom Weg geirrt. Eine Frau davor. Eine ältere Frau, denn ich spreche stets nur gefetzte Damen an. Und dann geschah das Unerwartete, das Verblüffende, das Katastrophale. Mein Gott, wenn der Mensch Hunger hat. Ich bat sie einfach um ein Stück Brot. „Wie, bitte?“ „Wenn gnädige Frau mir vielleicht ein Stück Brot geben könnten?“ Sie sah mich an und mein Sportdress sah wirklich nicht danach aus. Dann wurde sie verlegen, dann stotterte sie etwas. Und endlich erklärte sie dezidiert, sie hätte selber keines. Meine beiden Begleiter aber, die Frau und der Freund, die jetzt eben mir nachkamen, begannen hell auf zu lachen. Unerhört! Mit mir könne man nicht mehr über die Straße. Mit mir müsse man sich schämen. Und wirklich, man muß es. Es war das Satyrspiel nach der Tragödie auf dem Gipfel der Rag. Und es war doch in beiden der nämliche Gedanke, das nämliche Motiv der verlegenen Verwirrung, das gleiche Ethos der Scham und dieselbe Moral eine Welt einer Gesellschaft, eines Wirtschaftslebens, das auf ökonomischen Werten aufgebaut ist. Blick schnell verwandelt sich so jegliches Ding, die Tasse Kaffee, die man dem armen Jungen nicht spendierte, das Stück Brot, um das man bat, alles setzt unser Bewußtsein in kurante Münze um, in Geld. Unwillkürlich, ganz von selber geschieht das. Und man muß sich genieren. So macht das Geld die Menschen zu Bettlern der Seele. Doch seien wir nicht undankbar dagegen. Nicht undankbar gegen das Geld, das liebe gute, goldene Geld. Wir schulden ihm sehr viel. Die noble Gemessenheit unseres Verkehrs, die kühle Distanzierung, die unsere Zeit vor dem Überschwang anno Werther, Sturm und Drang und Romantik voraus hat, diese ganze sachte Überlegenheit unseres Wesens, englische Tugenden möchte man sagen, und England war ja auch wirklich das erste Geldwirtschaftsvolk.

Da muß man schon manchen Verlust mit in den Kauf nehmen. Es ist sozusagen die Kehrseite des Geldstückes, daß es entfremdend zwischen die Menschen dringt. Die Hand, die sich hilfsbereit ausstreckt, bleibt beklommen am Geldbeutel haften. Wir erleben es alltäglich, allstündlich. Kleine, winzig kleine Dinge natürlich, aber die Tragödien des Lebens haben meist einen billigen Preis.

Jawohl, die Formen des menschlichen Verkehrs sind sehr problematisch. Voll Unbegreifbarem jede einzelne. Hinter jeder ein Fragezeichen. Selbstverständlich ist hier, was jenseits der Grenze einfach als unmöglich gilt. Was gestern ein vogue, ist heute verpönt, ein Argernis, eine Aufdringlichkeit. Die Marquise von Tencin hatte die Gewohnheit, den Künstlern ihrer Huld zu Neujahr ein paar Ellen Sammet auf neue Hosen zu verehren. In Rußland ist bei Frost das Nasenaneinanderreiben der Gruß. Angeblich wenigstens rund um die Erde und rund um die Käuße der Zeit gäbe es eine wunderliche Sammlung von Kuriosa. Aber auch im nämlichen Land und zur nämlichen Zeit sind ganz nahe, verwandte, fast identische Dinge himmelweit auseinandergerückt, an die polaren Enden von Erlaubt und Unerlaubt, von Möglich und Unmöglich, von Takt und Taktlosigkeit. Fragen ohne Ende. Warum darf ich einen Herrn, der seine Zigarette angebrannt hat, um Feuer bitten und beileibe keinen darum angehen: „Schenken Sie mir ein Streichholz?“ Weshalb ist es sehr nett, einer Dame seinen Platz in der Straßenbahn anzubieten, und ein Gegenstand beiderseitiger Verlegenheit, wenn ich einer alten Frau das Paket durch das Gewimmel der Wagen über die Fahrbahn trage? Warum kann ich ohne weiteres auf dem Bahnhofsperron einem anderen sein Gepäckstück in das Netz heben, und weshalb ist es genant, ein wenig blamable, dem nämlichen Menschen das nämliche Gepäckstück in den Autobus zu befördern? Ach, es ist so fürchterlich einfach und beschämend zu sagen: weil wir das eine schon alle hundertmal getan haben, das andere nie, weil uns der eine Handgriff, seine Form und seine Technik glatt und geläufig ist und weil wir bei dem anderen in unserer

Taktunsicherheit eine heillose Angst vor törichtem Mißlingen empfinden. Die Taktunsicherheit, die sich unter der fühlen, blinkenden und wie polierten Gemessenheit unseres äußeren Lebens verbirgt, hindert die Kunst zu helfen. Und ich bitte, sich nicht zu genieren, bald, bald, sehr bald wird es gehen. Bald, sehr bald wird uns geläufig sein, mit Anstand und Anmut, ohne verlegen zu

sein und verlegen zu machen, den kleinen Schwachheiten Anderer beizuspringen, die sie mit gewaltig tragischer Wucht beklemmen. So aber drücken wir uns mißgestimmt über unsere posierte Gleichgültigkeit hundertmal an fremder Hilfsbedürftigkeit vorüber, in stumpfer Gewohnheit, in dumpfer Ohnmacht, oder wie es ein Dichter erledigend ausgedrückt hat, in unserer Trägheit des Herzens.

Meine Freunde.

Ich liebe die, die mit blanker Stirn
Dem Leben trohen und lachen.
Ich liebe die, die mit trauten Gesellen
Die Nächte zechend durchwachen.

Ich liebe die, die das höchste Glück
Noch nicht gespürt und gefunden,
Und denen der glutende Sehnsuchtstraum
Bescherzte die herrlichsten Stunden.

Sie liebe ich, die mit rotem Mund
Das Herzen und Küssen verstehen;
Und die, die für ihren Gott bewußt
Mit Gelächter — untergehen.

Ich liebe die, deren Auge glüht,
In verhaltenem Lieben und Hassen,
Ich liebe sie, die die ganze Welt
Im Sturmesdrang möchten umfassen.

Sie lieb' ich, denen die Welt zu klein
Für ihr heißes und hohes Begehren.
Ich liebe die, die den fliegenden Blick
Doll Sehnsucht zur Sonne kehren.

Baldwin Lucas.

Woblerzogen.

Moderne Skizze von G. Riefen.

(Nachdruck verboten.)

— — — Immer eilt
Der Ruf von dem, was wir getan, voraus,
Verschließet oder öffnet uns die Pforten.
Kessing.

Der Geheimrat Bertram hat seine Serviette zusammengelegt, den Teller zurückgeschoben und sich eine Zigarre angezündet. Für den vielbeschäftigten Beamten ist diese kurze Frühstückspause die begünstigste Stunde des Tages. Ab und zu einen Schluck aus dem Rotweinglase nehmend, liest er die Zeitung; erst Depeschen, Politik, dann Lokalnachrichten.

„Sag mal, wer ist doch . . .“ wendet er sich an seine Frau, die am Fensterplatz vor einem Berg weißer Wäsche sitzt, deren einzelne Stücke sie gegen das Licht hält, um sie auf ihre vielfachen Schäden zu prüfen, „erinnerst du dich nicht . . .?“

„Was meinst du, lieber Albert?“ fragte die Geheimrätin.

„Nein, laß — Olga wird es wissen!“ Dann mit etwas erhobener Stimme: „Olly, komm' einmal her!“

Im Salon nebenan bricht ein perlender Läufer, der kunstgeübter Hand ausgeführt, kurz ab, der Klaviersessel wird gerückt und in die Tür des Speisezimmers tritt ein junges Mädchen.

Wie ein eingefangener Sonnenstrahl erscheint sie in dem gedämpften Licht des Raumes. Alles an ihr Weichheit, Anmut, lässige Grazie. „Was soll ich, lieber Papa?“

Der Geheimrat deutete auf eine Zeitungsnotiz. „Ich lese da eben, daß ein Leutnant von Tengen verunglückt ist. Wo sind wir doch mit dem zusammengetroffen, der Name kommt mir so bekannt vor?“

„Mein Gott“, unterbricht die Geheimrätin lebhaft, „doch nicht der hübsche Tengen, der im vorigen Winter mit Olly im lebenden Bilde stand, bei der Wohltätigkeitsvorstellung für die Überschwemmten!“ Erinnerst du dich denn nicht, Albert? Und der ist verunglückt? Eies doch, wie ist das zugegangen, es wird doch nicht schlimm sein?“

„Scheint leider so. Hier steht: . . . stürzte bei seiner Dienstübung so unglücklich mit dem Pferde, daß er lebensgefährliche innere Verletzungen davontrug.“

„Gott, wie schrecklich!“ klagte die Geheimrätin, „der reizende Mensch, so ein frisches, junges Blut! — Olly, und du sagst gar nichts dazu? Ich bitte dich, Kind, übe nur jetzt das Nocturno nicht weiter, ich konnte im Augenblick keine Musik hören!“

„Na, na“, machte der Geheimrat, „traurige Sache, ja, aber das ist Menschenchicksal — Soldaten. os!“

„Nein, Olly, beharrte seine Frau, „laß das Klavierspiel bis zum Nachmittag! Hilf mir lieber Tischzeug ausbessern; es ist schrecklich, wie viel Löcher drin sind seit der letzten Wäsche! Ich will darauf schwören, die Waschfrau hat wieder Chlor genommen. Hier“ — sie packte der Tochter einen Haufen Leinwand auf den Arm — „trag's nur in dein Zimmer, im Salon darf jetzt nichts herumliegen, es ist bald Disizenzzeit.“

*

Das Mädchen ging — mit hastigen, unsicheren Schritten. In ihrem Stübchen ließ sie die ganze Bürde zur Erde fallen, daß all die schön geglätteten Stücke sich auseinander spreizten und schlug schluchzend beide Hände vor das Gesicht.

„Herbert! — Es ist nicht wahr — es kann nicht sein!“

Ihre vollen, roten Lippen zittern, der zarte Körper schauert zusammen. Herbert sterben? — Nein, nur das nicht! Das durfte nicht geschehen, das ertrug sie nicht, das tat ihr Gott auch nicht an. War es doch hart genug, daß sie einander nicht angehören konnten, das mittellose Mädchen und der mittellose Offizier. Und sie hatten sich doch so lieb gehabt!

Olga gedachte der fröhlichen Zeit, damals, als die Proben zu den lebenden Bildern sie und ihn täglich zusammenführten. Da wurde allmählich jeder Blick eine Offenbarung, jedes in dunkler Kulisse erhaschte Flüsterwort ein unfähliches Glück. Der schöne Märchenprinz hatte sein holdes Dornröschen wirklich erweckt, ihr schlummerns des Herzes schlug ihm heiß entgegen. Wenn er sich über sie neigte, so tief, daß sein warmer Atem ihre Lippen streifte, fühlte sie eine traumhafte Wonne. — Sie waren so jung — und das Glück so nahe.

Als am Abend der Vorstellung der Vorhang unter brausenden Bravorufen niederging, da riß der Taumel heißen Verlangens sie fort. Der Märchenprinz küßte die purpurnen Mädchenlippen, und Dornröschen schlang die Arme um des Geliebten Hals.

Es war ein Augenblick höchster, selbstvergessener Seligkeit, er kehrte nie wieder.

Sie wußten es ja beide, daß sie entsagen mußten, und mieden sich von nun an, um sich womöglich zu vergessen. Aber sie hatte es doch nicht vermocht, trotzdem mehr als ein Jahr darüber vergangen war, und das rege Gesellschaftsleben, das ihres Vaters Stellung bedingt, ihr manchen Verehrer zuführte.

In qualvoller Angst preßte sie die Hände zusammen. Herbert, wie mochte es ihm gehen? Was sollte sie beginnen, wen um Auskunft fragen?

Die Ungewißheit, das enge Zimmer wirkten erdrückend. Sie machte sich zum Ausgehen bereit und schlich die Treppe hinunter, zum Hause hinaus. Sie wollte eine Freundin aufsuchen, zufällig das Gespräch auf den Unfall lenken, vielleicht näheres darüber erfahren.

Aber nach wenigen hastigen Schritten prallte sie mit einem unterdrückten Schreckenslaut zurück. An der Straßenecke stand Tengens Diener — sie erkannte ihn sogleich, er hatte damals seines Herrn Maskenanzug hingebracht. Unsicher und verlegen trat der Mann auf sie zu.

„Nicht wahr, Sie sind das gnädige Fräulein, das hier Nummer siebzehn wohnt?“

Olga nickte nur, die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

„Das is man gut“, erwiderte der Mann sichtlich erleichtert, „ich hab' schon gestern abend 'n Stunder zwei vor dem Haus warten müssen, ob Sie nicht vielleicht 'raus kamen. Der Herr Leutnant ist so sehr schlecht krank, und Sie möchten doch den Brief lesen.“

Olga riß das von den derben Soldatenhänden arg zerknitterte Briefblatt an sich und eilte damit ins Haus zurück. Den Menschen genauer auszufragen, getraute sie sich nicht, es konnten jeden Augenblick Bekannte des Weges kommen und sich über das seltsame Tête-à-Tête wundern. Der Brief enthielt ja ohnehin Nachricht. Mit zitternden Händen öffnete sie ihn und las: „Ich werde sterben, Liebste, könnte ich dich nur noch einmal sehen!“

Da stand es, das Schreckliche. Wenige Zeilen, die das Mädchen unausgesetzt anstarrte, als begriffe sie den Inhalt nicht.

Ihre Schläfe pochten, der Schmerz würgte, daß sie hätte laut aufschreien mögen. So still und tren hatte er sie also geliebt, daß er noch in der Todesstunde ihrer gedachte, nach ihr rief. O Gott, wie gern wäre sie zu ihm geeilt! Aber durfte, konnte sie es denn? Die Tochter des hochgestellten Beamten in die Wohnung eines jungen Offiziers? Sie zermartete ihre Gedanken und fand keinen Ausweg. Am Nachmittag kamen ein paar alte Damen zum Besuch.

Der Abend wollte gar kein Ende nehmen. Als Olga endlich in ihrem Stübchen allein war, zog sie den kleinen Brief hervor und küßte ihn immer wieder. Dabei gelobte sie sich, des Geliebten letzten Wunsch zu erfüllen. Sie wollte es tun um jeden Preis, nur das Wie war ihr noch nicht klar.

Als sie am andern Morgen erwachte, schien die Sonne hell durch die Eisblumen am Fenster, der Kanarienvogel zwitscherte lustig. Ihr wurde leichter ums Herz. Warum sollte denn nicht alles noch gut werden? Herbert lebte ja, vielleicht siegte seine frische Jugendkraft.

Beim Mittagessen, zwischen Suppe und Braten, fragte die Geheimrätin ihren Mann, ob er nichts von Leutnant Tengens wüßte. Nein, der Geheimrat hatte den Kopf voll Arbeit und nicht Zeit gehabt, sich nach anderen Dingen zu erkundigen. Olga redete sich ein, daß keine Nachricht eine gute Nachricht sei.

Gegen Abend überfiel sie plötzlich wieder eine unerklärliche Angst. Kopfschmerzen vorschüßend, bat sie, früh

sie. Unter schaurigem Trommelwirbeln, das Musikkorps, ein mit Blumen überladener Sarg, den Helm und Säbel des Verstorbenen schmücken, dann ein endloser Zug von blühenden Uniformen.

„Oly, komm' nur und sieh', da bringen sie ihn zu Grabe, den armen Tengen! Gott, wie traurig, wer das im vorigen Winter gedacht hätte! Der General neben dem alten weißhaarigen Herrn, dicht hinter dem Sarge, ist das nicht Erzelieng v. Stechern? Ja, wahrhaftig! Na, das finde ich reizend von ihm. Papa hätte sich am Ende zur Ruhe gehen zu dürfen. Aber sie legte sich nicht zu Bett. Sie holte ihre Schreibmappe vor und schrieb in fliegender Hast einen langen Brief an den armen Kranken, in dem sie ihn ihrer heißen Liebe versicherte und ihrer Verzweiflung, von ihm fern zu sein.

Dann überlas sie das ganze und — riß es in ganz kleine Stücke. Nein, so durfte sie nicht schreiben. Das war noch viel schlimmer, viel kompromittierender, falls es in unbefugte Hände kam. Und sie begann, jedes Wort erwägend, von neuem. Aber nun wurden es entsetzlich steife, verworrene, geschraubte Redensarten, sie klangen kalt und herzlos. Olga ballte das Papier zusammen und schob die Schreibmappe weit von sich. Vom Sofa aufspringend, griff sie nach ihrer kurzen Pelzjacke und dem dunklen Bibernütchen, von dem Herbert so oft gesagt hatte, es stände ihr entzückend. Sie drückte es auf die vollen blonden Haare und trat vor den Spiegel. Die Tränen schossen ihr heiß empor von Mitleid vor sich selbst. Wie rührend die tiefen Schatten unter den Augen aussahen und das blasse, verhärmte Gesicht! Wenn er es doch nur sehen könnte! Sie fühlte eine förmliche Genugtuung darüber, daß sie so blaß war. Wenn er nur fühlen könnte, wie sie erschüttert war von der Gefahr, in der sein junges, mutiges Leben schwebte.

Behutsam schob sie ein paar krause Lockchen tiefer in die Stirn und zog die Handschuhe an, langsam, ganz langsam, jeden Finger glatt streifend. Nun war der Augenblick der Entscheidung da, nun galt es, zu handeln.

Mechanisch löschte Olga die Lampe, mechanisch öffnete sie die Tür. Sollte sie den Fuß über die Schwelle setzen — den letzten Wunsch des Sterbenden erfüllen, der sich nach ihrem Anblick sehnte? Sollte sie?

Und dann, was würde nachher sein? Stand nicht ihre Zukunft, ihre Stellung in der Gesellschaft, ja die Liebe ihrer Eltern auf dem Spiel? Würde sie gehen, würde sie bleiben?

Das Herz schlug ihr zum Zerspringen. Das streng in den Grenzen des Herkommens und der guten Sitte erzogene Mädchen fühlte ganz genau, daß sie den Schritt nicht tun würde, aber sie wollte, wie zur eigenen Rechtfertigung, daransetzen, was sie an Willenskraft besaß.

Zitternd schlich sie die Treppe hinab und griff nach dem Drücker der Haustür. Als ihre Hand das eiskalte Metall berührte, rann es wie ein Todeschauer durch ihre Glieder; entsetzt stürzte sie zurück in ihr Zimmer, schob den Riegel vor und preßte das Gesicht tief in die Kissen.

*

Der Tag des großen Balles beim Präsidenten, des glänzendsten Festes der ganzen Saison, war gekommen. Bei Geheimrat Bertrams lagen die Toiletten der Damen im Schlafzimmer ausgebreitet. Eben war die Friseurin fortgegangen, die Olgas Blondhaar kunstvoll geordnet und einen kleinen Vergißmeinnichstrauch darin befestigt hatte. Das Mädchen sah heute nicht so reizend aus wie sonst, etwas müde und teilnamlos, zum größten Kummer der Geheimrätin. Die abscheulichen Kopfschmerzen, daß sie auch gerade heute sich wieder einstellten! Olga hatte sogar zu Hause bleiben wollen. Undenkbar — heute beim Präsidentenball! Es half nichts, das arme Ding mußte sich schon zusammennehmen; ganz gewiß würde es besser während des Tanzens. Doch was gab es denn da? Die Geheimrätin horchte. Dumpfe, eintönige Klänge von der Straße her, immer näher, immer näher, immer deutlicher: der Chopinsche Trauermarsch. Sie sieht zum Fenster hinaus. Da kommen

auch beteiligen sollen, aber nein, heute am Balltage, es verdirbt einem die Stimmung."

Ein leiser Wehelauf läßt die Geheimrätin sich umwenden. Da steht Olga, das vergifmeinnichtgeschmückte Köpfchen weit vorgeneigt, mit starrem Blick dem Trauerzuge folgend.

"Am Gottes willen, Kind, wie siehst du aus, was ist dir?"

Zwei eiskalte Hände umklammerten die Hand der Geheimrätin: "Mama, ich kann nicht tanzen — heute, wo er — ich kann nicht!"

"Aber mein Herzchen, ich bitte dich, so weichherzig darfst man nun wirklich nicht sein! Tengen ist doch kein Verwandter von uns! Ich habe gewiß ein warmes Herz, aber gerade heute fehlen, das würde Papa äußerst fatal sein. Und überdies..."

Der Leichenzug war vorübergezogen. Man hörte nur noch ein paar einzelne, abgerissene Trompetentöne, dann nichts mehr.

Die Geheimrätin strich zärtlich der Tochter todblaßes Gesicht. "Wie gutmütig mein Liebling ist! Wir wollen

gar nicht mehr an die traurige Geschichte denken. Bist du nur erst im Kreise froher Menschen, dann wirst du dich schon amüsieren. Hat Regierungsrat Dankert dich nicht zu Tisch und zum Straußwalzer engagiert?" Frau Bertram lächelte befriedigt. "Sei recht lieb und freundlich mit ihm, Olly! Ich denke mir so allerlei; es war gar zu auffallend, als er mich neulich versicherte, es gehe ihm nichts über blonde Weiblichkeit und unberührte Herzensfrische."

Herzensfrische — o wenn die Mutter ahnte, wie weh es da innen zuckte! — Aber wozu es sagen, jetzt — jetzt, wo doch alles zu spät war?! — Vergebens hatte der Sterbende von Minute zu Minute gewartet, vergebens gehofft, bis der Tod die Augen schloß, die sich so sehr nach ihrem Anblick sehnten. Nun war alles andere gleich. Olga tat, was der wohlgezogene Tochter ihres Vaters zukam. Als der Abend herankam, zog sie das duftige blaue Crepekleid an, welches eigens zum heutigen Tage gemacht worden war, und fuhr mit den Eltern zum Ball des Präsidenten.

Ein wohlgezogenes Mädchen von unberührter Herzensfrische.

Symphonie.

Skizze von Hugo Delmes.

(Nachdruck verboten.)

Unten im Hause war ein Sargmagazin, und oben auf der Etage lag ein schwerkranker Mann.

Die Sarghändlerin stand den ganzen Tag in der Tür und musterte die Gesichter der Vorübergehenden.

Da kamen Mütter vorbei, die in duftigen weißen Wagen ein kaum erwachtes Leben in den erstmaligen Frühlingstag hinausfuhren. Sie erschrafen jählings, wenn ihr Blick voll Liebe, Lachen und Leben einen Augenblick zur Seite irte und auf die düsteren Reihen in der Auslage des Fensters fiel. Und wie erschrafen sie!

"Wie kann man Särge zur Schau stellen!" murmelte das Leben.

"Schnell fort von hier!" raunte mit verhaltenem Eifer die Liebe.

Und das Lachen zerschellte am Anblick der schwarzen, weißen und braunen Gehäuse.

Und Soldaten kamen vorbei. Staubig, marschmüde, aber alle mit einer brennenden Sehnsucht im Herzen, singend. Sie warfen den Mädchen an Türen und Fenstern schelmische Blicke zu und spitzten die durstigen Lippen in die Handflächen, daß es knallte. Ein Infanterist aber gab seinem Vordermann einen Stoß, daß er taumelte, und jagte: "Nicht winken, nicht lachen, die da macht dir sonst einen Sarg!" Und die kleine schwarze Frau in der Tür drehte mit der automatischen Langsamkeit einer Sargtreklamepuppe den ernstfrisierten Kopf nach rückwärts und murmelte: "Aus meinen Särgen wächst sie heraus, unerbittlich über euch alle heraus, jene Bestimmung, der ihr alle, der eine schnell, der andere langsam, entgegengeht."

Dann aber kam die Musik. Sie hatte einen Toten mit Sang und Klang zur letzten Ruhe hinausbegleitet. Auf den Lippen der kleinen schwarzen Frau spielte ein triumphierendes Lächeln. Denn der Tod hatte ihr für diesen einen Sarg allein dreihundert Mark gezahlt. Eine hübsche Summe, um derentwillen sich der mit gewaltiger Kraft vorwärtswirkende Wunsch verlohnte, oben der schwerkranken Mann möge bald sterben.

Man muß doch leben!

Sie lächelte fein, wie wenn sie mit dem Tod einen Kompakt geschlossen hätte, und trommelte mit den dünnen

Fingerspitzen im Takt mit den Klängen der Musik auf einem Sargdeckel:

Gevatter Tod hat seine Schergen;
Bald hat er dich hinweggerafft.
Großvater handelt schon mit Särgen,
Denn Eichenholz ist dauerhaft!

Aber was waren das für entsetzliche Töne? Hatten die Musiker ein solch häßliches, kreischendes Instrument bei sich oder kam das widerliche Fauchen und Schnarren aus der geöffneten Türe, in der die kleine schwarze Frau stand? — Rrrrr — rrrr — immerzu rrrrrrr —

Die Leute auf der Straße hielten sich die Ohren zu, und oben das Fenster, hinter dem der schwerkranke Mann lag, schloß sich eilig, wie von selbst.

Wie das grimmige Schreien eines wütenden Vogels, der sich in widerstrebendes, kreischendes, blutendes Holz frist, wie das häßliche Fauchen einer bohrenden Säge . . . rrrrr — immerzu rrrrr!

Immerzu tätätätä, bum — bum —

Es war wie ein fürchterlicher Kampf, und doch auch war es, als wollte die Musik den bohrenden Nagel, die fauchende Säge die schmetternden Klänge der Fanfaren begleiten.

Immerzu rrrrr und dann wieder — Tätätätä!

Der schwerkranke Mann auf der Etage aber wußte, daß nunmehr unten ein Sarg fertig wurde und wieder einer und noch einer!

Auch die kleine schwarze Frau in der Tür wußte es. An ihr vorbei flatterte das schreiende rrrrr auf die Straße hinaus und versteckte sich bis tief in die feinsten Ritzen der schwarzen, weißen und braunen Gehäuse.

Immerzu rrrrr, immerzu tätätätä!

Da taumelte die kleine schwarze Frau jählings in den Ecken zurück. Aus rotgeweiteten Augen flatterte ihr die Todesnachricht entgegen und gesellte sich zu dem versteckten rrrrr in die feinsten Ritzen der dreifarbenen Sargreihen.

"Möchten Sie dem Toten das Maß nehmen lassen?"

"Nicht mehr nötig," sagte die kleine schwarze Frau, "ich habe ihn lezthm oben gefragt." Und dann schloß sie die Tür.

Draußen aber zog die Musik. Künstler, Gelehrte, Kommerzienräte, Soldaten, Mütter und Säuglinge taumelten hinterdrein.

Aus einem Fenster aber wisperte ein Achtzigjähriger auf die Straße hinab: "Sieh einer das Leben da unten!"